

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin

Band: 98 (1972)

Heft: 16

Illustration: "Tschau miteinander! Ich bin der Ruedi und möchte französisch lernen
[...]

Autor: Tobey, Barney

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

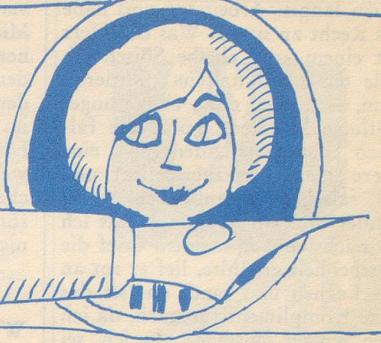
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Seite der Frau



Meine diplomatische Karriere

Sie dauerte im ganzen zwar nur einen Monat, aber sie war so schön und friedvoll, daß ich sie nie vergessen werde. Ich absolvierte sie zur Vorfrühlingszeit in dem wunderschön gelegenen Botschaftsgebäude eines kleinen, ziemlich fernen Landes. Einen ganzen Nachmittag lang wurde ich in die Tätigkeit der schweizerischen Sekretärin eingeführt, die wegen Ueberarbeitung dringend in die Berge fahren mußte. Ich erfuhr allerlei über diplomatische Gepflogenheiten. Leider habe ich aber ihre Feinheiten und Nuancen zum größten Teil wieder vergessen, seitdem ich nicht mehr exterritorial lebe und wieder entsprechend rauhere Sitten angenommen habe.

Beispielsweise verstand ich damals die Sprache der Visitenkarten fließend; ich wußte, was es bedeutete, wenn die rechte obere Ecke leicht umgebogen war, wenn die Karte persönlich abgegeben oder nur in den Briefkasten geworfen wurde; auch bemühte ich mich aufrichtig nachzufühlen, daß «Son Excellence et Madame» das eine Mal bedauerten, an einem Empfang nicht teilnehmen zu können, das andere Mal sogar tief bedauerten, der dritten Einladung aber mit dem größten Vergnügen Folge leisten wollten.

Meine Arbeit begann um neun Uhr; spätestens um halb zehn hatte uns der Portier den Kaffee bereitet; dann saß man in der gemütlichen Küche der alten Villa und schwatzte. Ab und zu versuchte ich den Sinn eines Wortes dieser schwierigen, durchaus nicht indogermanischen Sprache zu erhaschen, in der ich am Ende meiner Karriere immerhin die Hausnummer des Botschaftsgebäudes aussprechen konnte. Der Attaché war ein fider Mensch, der beim Kaffee allerhand Geschichten in einer Art völkerverbindendem Esperanto erzählte. Dabei saß er auf einer Kiste, die lauter volle, zollfrei importierte Whisky-Flaschen enthielt. Gegen halb elf kam der Botschafter. Ich eilte in mein Büro und sortierte die eingegangenen Visitenkarten. Exzellenz war ein sehr würdiger Herr, der mich jeden Morgen nach der Begrüßung feierlich fragte: «Comment vous portez-vous?»

Meine Haupttätigkeit bestand im Telefonieren. Es war wunderschön, auf diplomatischer Ebene mit dem Bundeshaus zu verkehren. Selbstverständlich nur französisch. Einmal habe ich es auf berndeutsch versucht mit der Sekretärin eines hohen Chefs. Aber da gab es eine merkwürdige Pause, während welcher ich die Dame am andern Ende der Leitung leer schlucken zu hören glaubte. Doch ihre diplomatische Erfahrung kam ihr rasch zu Hilfe, und mit Geschick überspielte sie die heikle Situation, indem sie ihrem bernischen Schulfranzösisch immmediatet eine überaus gepflegte Note verlieh, mich damit auf exterritorialem Posten zu Gleichen verpflichtend.

Manchmal durfte ich auch einen Brief schreiben. Dann wurde ich ins Arbeitszimmer des Botschafters gerufen, und Exzellenz erläuterte mir sehr genau, worum es ging und was in dem Brief stehen werde. Dann aber mußte eine andere Angestellte in einem alten Dossier nachschlagen, ob es nicht schon früher einen ähnlichen Fall gegeben hatte. Es gab immer einen ähnlichen Fall. Meine Arbeit be-

stand nun darin, den früheren Brief so getreu wie nur möglich zu kopieren, bloß Daten und Namen mußten abgeändert werden. Einmal durfte ich sogar unserem Bundespräsidenten schreiben und ihm mitteilen, daß der neu gewählte Ministerpräsident in jenem Lande die Kabinettssitzung eröffnet habe. Diese Nachricht hatte ich zwar schon tags zuvor in der Zeitung gelesen, denn ich hielt mich damals stets auf dem laufenden über «mein Land», aber sicher konnte es nur gut sein, wenn unser Präsident es auch wußte, denn vielleicht war ihm ja die Nachricht entgangen.

Mit meinen Arbeitsbedingungen konnte ich wirklich zufrieden sein; nichts von Hetze, nichts von Ungezügeln, alles ging ruhig und würdig seinen Gang. Fast ängstlich wurde mir immer wieder bedeckt, ein ganzer Brief müsse ja nicht an einem einzigen Tag geschrieben werden, man könnte ihn auch morgen oder übermorgen oder in der folgenden Woche abschicken. So kam es, daß ich jeden Tag an meinen Examensvorbereitungen arbeiten konnte und erst noch in di-

plomatischer Währung dafür bezahlt wurde.

Als eines Morgens der Portier wegen Krankheit nicht zur Arbeit kam, fragte man mich, ob ich nicht einen Studenten kenne, der ihn vertreten würde. Ich kannte einen, dem ich die exterritoriale Behandlung gerne gönnte und der sich sehr rasch einarbeitete. So rasch, daß ich nur staunen konnte. An einem Nachmittag, kurz vor Arbeitsschluß, übergab ich ihm einen Brief mit Umschlag und sagte, der müsse eingepackt, frankiert und versandt werden. Unser neuer Portier maß mich äußerst befremdet mit einem Blick und antwortete dann spitz, den Brief ins Couvert stecken und dieses zukleben, das werde er tun. Aber ich würde doch nicht im Ernst von ihm verlangen, daß er heute abend auch noch die Marke aufklebe. Das habe denn doch Zeit bis morgen. Und absenden werde er ihn gewiß auch einmal.

Vielleicht ist es gut, daß meine diplomatische Tätigkeit nicht allzu lange anhielt. Wie hätte ich mich sonst je wieder im helvetischen Alltag zurechtfinden sollen? Aber wie gesagt, für jemanden, der daneben noch einen wirklichen Beruf hat, sind solche diplomatischen Arbeitsbedingungen geradezu ideal. Nina

Im Tram

Es geht um das leidige «Aufstehen oder nicht» im Tram. Ich habe da einige sehr unliebsame Erinnerungen, die mir jeweils tagelang meine gute Laune vergällten.

Szene 1: Schauplatz ein Tram der Stadt Bern, zirka 18.00 Uhr, werktags. Ich kam von einem Arbeitstag nach Hause. Damals war ich gerade 24 Jahre alt. Zwei ältere Herren (schätzungsweise 65–70 Jahre) steigen am Zeitglocken in den vollbesetzten Wagen ein. Sie müssen stehen. Es sind noch keine zehn Sekunden vergangen, so pflanzt sich der dickere der beiden mit drohend erhobenem Zeigefinger vor mir auf und sagt in unmissverständlicher Weise: «Der Fratz da soll aufstehen!» Da ich auf Grobheiten meist mit Schweigen reagiere, ergab sich keine Diskussion. Neben mir saß jedoch eine junge deutsche Servier-tochter, die dem Herrn sehr verärgert sagte, auch sie sei müde von



«Tschau miteinander! Ich bin der Ruedi und möchte französisch lernen, damit ich endlich versteh, warum sie mich hier, enfant terrible' nennen!»